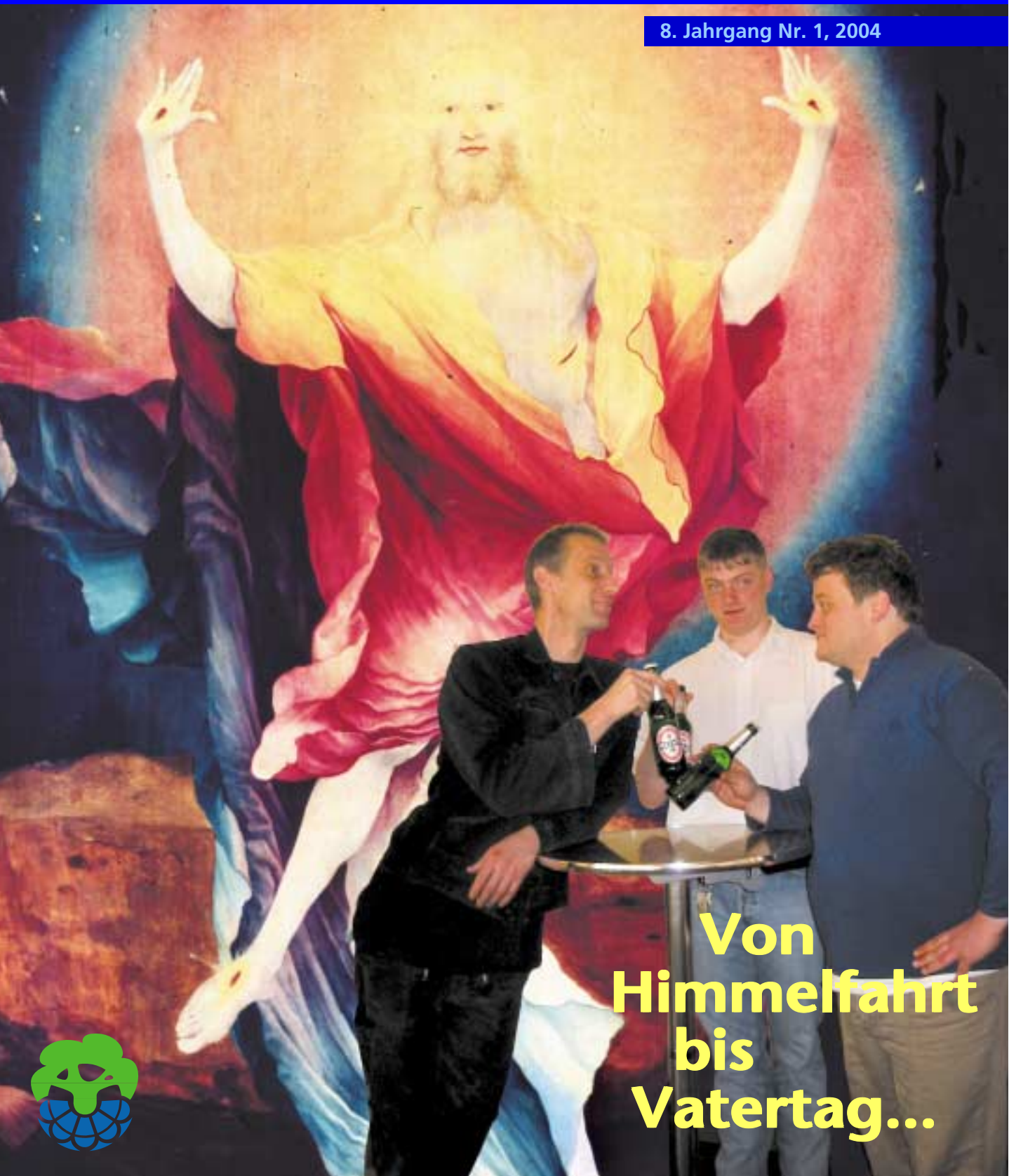


paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

8. Jahrgang Nr. 1, 2004



Von
Himmelfahrt
bis
Vatertag...



Liebe Leserin, lieber Leser!

25 Ausgaben *paternoster*, ein Grund zu feiern!
Und deshalb haben wir uns entschlossen, dieser 26.
Ausgabe eine CD beizulegen, die die ersten 25 Ausga-
ben handlich und praktisch enthält.

25 Ausgaben *paternoster*

Erinnern Sie sich noch?

Mitte März 1997 erschien die erste Ausgabe unserer neuen Gemeindezeitschrift *paternoster*, die – wie auch die weiteren Ausgaben – mit großem Erfolg aufgenommen wurde.

Pater noster: so beginnt in lateinischer Sprache das Vater Unser. Paternoster: so heißen auch die alten Aufzüge, von denen es in Berlin nur noch wenige gibt. Eine etwas antiquierte Konstruktion, mancher fürchtet sich ein wenig beim Einsteigen, dennoch eine geniale Erfindung: diese und manche anderen Vergleichbarkeiten zwischen dem technischen Gerät und der Kirche als heutiger Institution haben uns zusätzlich zu dem christlichen Gebetstitel bei der Namensgebung unserer Zeitschrift angeregt.



Auf dieser CD finden Sie die ersten 25 Ausgaben des *paternoster* in voller Druckauflösung (2400 dpi) als pdf-Datei. Zum Lesen benötigen Sie den Acrobat-Reader, den Sie kostenlos unter „www.adobe.de“ oder „www.acrobat.com“ finden. Die evtl. etwas längeren Ladezeiten haben wir bewusst zugunsten der sehr guten Auflösung in Kauf genommen. Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Stöbern in über 500 Seiten *paternoster*!

Sollte hier keine CD kleben, war jemand schneller, oder Sie haben eine der wenigen Ausgaben ohne CD erwischt.

Aber: Keine Panik!

Sie können sich Ihre CD kostenlos in unserem Gemeindebüro abholen oder gegen EUR 2,- in Briefmarken per Post bekommen (Anschrift s. Impressum).

INHALT

CD – 25 Ausgaben paternoster	2
Editorial	3
Dorothea Weltecke Ostern und die Rechenkunst	4
Christina Lenz Zwischen Erde und Himmel	6
Dörte Rothenburg In welchen Himmel stürzen sie am Vatertag	8
Jörg Machel H wie Himmelfahrt	11
Heike Krohn Heldenspiele(r)	12
Mittelseite – Himmelsstürmer	14
Bernd Feuerhelm Fleischerfamilie Stowasser	16
Interview Wie stellste Dir den Himmel vor?	18
Jörg Machel 40 Tage, Wochen, Jahre	19
Detlef Berentzen Innenraumvergiftung	20
Reuven Moskovitz Brief aus Jerusalem	21
Fundsache – Anleitung zum Abheben	24
KinderNoster	25
Gemeindeseite	26
Das Letzte / Impressum	27



Liebe Leserin und lieber Leser!

Was sich in den Tagen nach Ostern genau ereignet hat, das ist schwer zu sagen. Die Bibeltexte jedenfalls lassen darauf schließen, dass dies eine sehr intensive Zeit war. Die Botschaft Jesu zeigte sich seit Ostern in einem neuen Licht. Die Grenzen dessen, was man gemeinhin für möglich und wahrscheinlich hielt, galten nicht mehr. Manches, was unverständlich blieb in den Monaten der Wanderschaft, schien erst nach Ostern seinen wahren Zusammenhang preisgegeben zu haben.

Ohne diese vierzig Tage zwischen Ostern und Himmelfahrt wäre aus der Jesusjüngerschar wohl nicht jene religiöse Bewegung entstanden, die bis auf den heutigen Tag Menschen aus ihrem Alltag herauszureißen vermag.

Es muss eine zutiefst spirituelle Erfahrung gewesen sein, die den Anhängern Jesu in diesen Tagen zuteil wurde. Sie waren ja bereits auseinandergelaufen, sie hatten die Sache Jesu ja bereits aufgegeben, als ihr Meister wie ein Verbrecher am Kreuz hing.

Und nun dies - das Scheitern hatte sich in Gelingen verwandelt. Diese wenigen Wochen genügten offenbar, um deutlich werden zu lassen, wo alle Geschichte ihren Zielpunkt hat, dass alles irdische Scheitern die Liebe nicht außer Kraft zu setzen vermag.

Die Bibel erzählt, dass die Himmelfahrt Jesu seine Jünger eher verzückt als verzweifelt zurückgelassen hat. Sie konnten ihren Meister offenbar loslassen, ohne ihm gram zu sein, ohne sich alleingelassen zu fühlen.

Offensichtlich vermochte es Jesus, ein Band zwischen ihnen allen zu knüpfen, das durch seine Himmelfahrt nicht riss, sondern eine Nähe garantierte, die ihnen Freiheit und Kraft gab.

Die Himmelfahrt Christi hat Himmel und Erde auf ganz neue Weise zusammengebunden und hat der Erde somit etwas vom Schein des Himmels gegeben. Davon wollen wir in dieser Ausgabe des paternoster erzählen.

Viel Spaß beim Lesen
wünscht Pfarrer Jörg Machel

Ostern und die Rechenkunst

oder wenn Ostern und Ostern auf einen Tag fallen

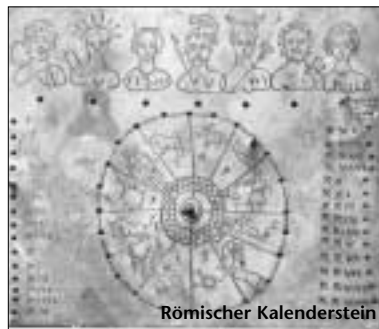
Dorothea Weltecke / Wie war das doch gleich? Ostern ist am ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond nach Frühlingsanfang? Was soll das eigentlich? Wer denkt sich solche Berechnungen aus? Solche komplizierten Formeln verschleiern manchmal etwas. Deshalb lohnt es sich oft, sie einmal aufzufalten. Diese Formel versteckt die Entstehung des Christentums aus dem Judentum.

Der Ursprung ist das jüdische Passahfest, zu dem Jesus nach Jerusalem gekommen war. Seine Auferstehung wurde nach dem Ende des Sabbats am Morgen des 1. Tages der Woche entdeckt. Ostern war also am ersten Sonntag nach Passah. Das Passahfest findet immer am 14. Nissan statt. Und der 14. Nissan ist immer ein Vollmond, denn der jüdische Kalender orientiert sich an den Mondphasen. Weil dieser Kalender gleichzeitig an das Sonnenjahr gebunden ist, findet Passah außerdem immer im Frühling statt.

Im antiken römischen Imperium zwischen Damaskus und London galt offiziell jedoch eine andere Zeitrechnung. Im römischen Kalender fiel der 14. im Frühlingsmonat März immer auf verschiedene Mondphasen, weil dieser Kalender, der julianische, sich nicht um Mondphasen kümmert. Auch den Beginn des Frühjahrs zeigte er nicht an. Der Frühling beginnt zwar mit der Tagundnachtgleiche, darüber war man sich einig. Aber wann genau waren Tag und Nacht exakt gleich lang? Unterschiedliche Daten

im März wurden vorgeschlagen, verschiedene Methoden zur Berechnung des Festes waren im Umlauf. Es kam zu Streit um das Osterdatum.

Dieser Streit wäre niemals aufgetreten, wäre man einfach beim 1. Tag der Woche nach dem 14. Nissan geblieben. Das war überdies das historisch genaueste Datum. Man hätte die Rabbiner fragen und deren Kalender übernehmen können. Tatsächlich feierten viele christliche Gemeinden sowieso nach dem jüdischen Fest. Aber für die allmählich selbstständige und schließlich imperiale Kirche war das keine Alternative. Die Berechnung der Zeit ist auch ein Symbol der



Macht. Die Anfrage an die Rabbiner hätte Unterordnung bedeutet. Da man nicht jedes Jahr eine Versammlung stattfinden lassen kann, um sich auf ein Datum zu einigen, sollte die Frage schließlich ein für alle Mal entschieden werden. Sie kam auf die Tagesordnung des großen Konzils von Nikäa im Jahr 325 n. Chr.

Die dort versammelten Bischöfe, Experten und der Kaiser verboten den christlichen Gemeinden aus-

drücklich, dem jüdischen Kalender zu folgen. Sie legten außerdem eine offizielle Übersetzung des jüdischen Datums in die römische Kalendersprache fest. Aus „Passah“ wurde „erster Vollmond nach Frühlingsanfang“. Gleichzeitig wurde auf dem Konzil von Nikäa der Frühlingsanfang per Dekret auf den 21. März angesetzt und so ein einheitlicher Ausgangspunkt geschaffen. Offiziell spielte es keine Rolle mehr, dass Ostern auch weiterhin oft in der Woche nach Passah stattfand.

Trotzdem kam es in den folgenden Jahrhunderten weiterhin zu Streit, weil diese Regel komplizierte mathematische Probleme verursachte. Denn wann genau der Vollmond stattfand, zeigte der römische Kalender immer noch nicht an. Das Imperium war auf Rationalität gegründet und stolz darauf. Jemanden auf einem Berg Wache halten, ihn den erfolgreichen Vollzug des Vollmondes melden zu lassen und diese Nachricht eilends in alle vier Himmelsrichtungen zu schicken, kam nicht in Frage. Der Lauf des Mondes, der Lauf der Sonne und der etwas ungenaue julianische Kalender sollten rechnerisch abgeglichen werden.

Zwar besaß der Osten des römischen Reiches erfahrene Physiker und Astronomen – Griechen, Ägypter und Syrer. Hier hatte man sich in den vergangenen Jahrhunderten auch bereits allmählich über die Methode geeinigt. Aber der Westen wollte selber rechnen, selbst wenn das falsche Er-

gebnisse produzierte. Der Bischof von Rom hatte schließlich ein Einsehen. Europa übernahm seit dem 6. Jahrhundert allmählich einheitlich das genauere alexandrinische System, das auf die antike griechische Astronomie zurückgeht.

Allerdings stellten sich im späteren europäischen Mittelalter noch ganz andere Probleme. Den Franken und den Sachsen jenseits der Grenzen des Imperiums waren die mathematischen Physik des Ostens, der Kalender des römischen Imperiums und die griechische Astronomie allesamt fremd und unverständlich. Deshalb war für sie die Berechnung des Osterfestes und die Erstellung der Kalender erst recht intellektuelle Knochenarbeit. Das ist heute schwer vorstellbar. Aber was würden wir selbst tun, wenn wir nicht überall von Uhren und Kalendern umgeben wären?

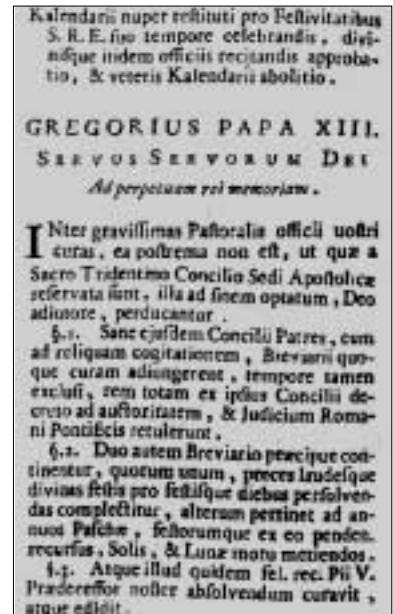
Nur sehr wenige Spezialisten begriffen damals die zugrunde liegende Physik und die mathematischen Methoden des Rechenweges. Deshalb konnte kaum jemand die Ergebnisse nachprüfen oder gar verbessern. Lieber schrieb man einfach bei einem Meister ab. So folgten in Europa fast alle Beda dem Ehrwürdigen. Beda war ein Mönch, der in England im frühen 8. Jahrhundert auf der Grundlage des östlichen Systems die Osterdaten vorausberechnete. Man nahm dankbar zur Kenntnis, dass er das gleich für einen Zyklus von 532 Jahren getan hatte. Weil im Westen aber die Geschichte des Osterdatums gar nicht verstanden wurde, entstanden überdies allerlei Legenden über seinen Ursprung. Die bekannteste ist die vermeintliche Göttin Ostara, auf die schon Beda das Fest zurückführte.

Im Osten gab es keinerlei Veran-

lassung, die Daten des englischen Mönches abzuschreiben. Hier konnte man sich aus und konnte die wissenschaftliche Suche nach der genauesten Rechenmethode fortsetzen. Weil seit dem 6. Jahrhundert aber unterschiedliche christliche Kirchen entstanden, wurde im Lauf der Jahrhunderte der Ostertermin schließlich auch noch eine Frage der Konfession. Als 1000 Jahre später Papst Gregor XIII. im Jahr 1582 eine Kalenderreform durchführte, wurde sie genauso empört als römisch-katholische Zumutung abgewiesen und von den Protestanten und den orthodoxen Kirchen nicht anerkannt. Dabei wäre ohne Ostern in Rom gar niemand auf die Idee gekommen, den bewährten Kalender durcheinander zu bringen. Aber für die Osterfestberechnung erwies es sich als höchst lästig, dass die Tagundnachtgleiche schon lange nicht mehr am 21. März stattfand. Der alte julianische Kalender war zu ungenau gewesen. Man strich einma-



lig 10 Tage und stellte den Zustand des Konzils von Nikäa wieder her. War auch der neue Osterstreit zwischen Protestanten und Katholiken bald beigelegt, bestehen immer noch



Titelblatt der päpstlichen Bulle „Inter gravissimas“, mit der die Kalenderreform von Papst Gregor XIII. angeordnet wurde

Differenzen zwischen den westlichen, den altorientalischen und den orthodoxen Kirchen. Dieses Jahr allerdings durchlaufen alle christlichen Kirchen zur gleichen Zeit die Feste des Osterkreises, von Fasten, Karwoche und Ostern über Himmelfahrt bis Pfingsten. Wenn die Termine in Zukunft wieder einmal differieren, sollte uns das aber nicht verdrießen, ergibt sich dann in Berlin und andernorts doch die Gelegenheit für gegenseitige Besuche.

Zwischen Erde und Himmel

Von der Freiheit des Seins

Christina Lenz / Geflogen sind wir schon oft. Und jedes Mal kommt uns das Lied in den Sinn, das davon handelt, dass die Freiheit über den Wolken grenzenlos sein muss. Man schaut aus dem Fenster und sieht alles das, was uns auf der Erde so groß erscheint, ganz klein, oft nebelhaft; manche Dinge kann man nur erahnen, weil uns bis zu zehn Kilometer voneinander trennen. Beim Start gewinnt man so schnell an Höhe, dass es nur Sekunden dauert, bis die Erde unter uns einem wie eine Spielzeugstadt erscheint. Fliegen ist praktisch und bequem, in einer relativ kurzen Zeit können wir viele Kilometer bewältigen.

Ganz anders ist es bei einer Ballonfahrt. An einem schönen Augustabend sind wir über das Oderbruch gefahren.

Nachdem wir an den Vorbereitungen zur Fahrt beteiligt worden sind, steigen wir nacheinander in den Korb und begeben uns ganz in die Hände des Piloten und des Windes. Langsam steigt der Ballon in die Höhe, durch das periodische Aufheizen der in der Ballonhülle enthaltenen Luft gelingt der Auftrieb. Bis zu 900-950 Meter darf solch ein Ballon steigen, die maximale Geschwindigkeit liegt bei rund fünf Kilometer pro Stunde. So kann ein Pilot nach Peilung der Windrichtung relativ genau sagen, wo er wann wieder die Erde berühren wird. Während der Fahrt ist er verbunden mit der Wetterstation des Flughafens sowie mit einer zweiten Person, die den Wagen mit Anhänger fährt und uns nach der Landung wieder abholen wird. So gut hatten es die Gebrüder Montgolfier vor rund 220 Jahren noch nicht!

Was nun ist anders bei einer Ballonfahrt als beim Fliegen mit dem

Flugzeug? Der Aufstieg von einer großen Wiese ist sanft, ruhig. Dadurch, dass wir in einem offenen Korb stehen, scheinen die Bäume zum Anfassen nahe, die Geräusche in den Dörfern sind deutlich zu hören. Wir gewinnen an Höhe, die Menschen, Häuser und Pflanzen verlieren an Größe. Aber sie bleiben während der ganzen Fahrt deutlich sichtbar. Unter uns bellen die Hunde, aufgeschreckt vom Lärm, wenn der Gasbrenner anspringt. Wir haben das Gefühl, „eins“ mit der Natur zu sein. Dieses Schweben über dem Leben hat etwas von Erhabenheit, trotz allem sind wir mitten im Leben, gehören dazu, nehmen an den alltäglichen Verrichtungen der Menschen zu dieser Zeit Anteil, weil wir sie sehen und auch hören. Wir sehen Landwirte auf ihren Treckern sitzen und die Felder bestellen, wir sehen Menschen, die mit dem Auto auf ihr Gehöft fahren, aussteigen und in ihr Haus gehen. Wir sehen Kinder

mit dem Fahrrad fahren, Tiere auf der Weide.

Während der Fahrt haben wir das sichere Gefühl, trotz des Schwebens den Bodenkontakt nicht zu verlieren. Wir stehen in dem Korb und betrachten die Erde aus der Vogelperspektive. So, wie die Vögel uns in der Regel hören und wahrnehmen, so erleben wir jetzt die Erde. Wir verstehen plötzlich deren Flug- und Treffsicherheit, wenn sie ihre Beute erkennen und gezielt auf sie zusteuern. In den Augenblicken der Stille, wenn der Ballon mit Gas gefüllt wird, empfinden wir auch die Geräusche von unten als klarer und reiner. Es hat nichts mehr mit der permanenten Beschallung, die uns auf der Erde im Alltag umgibt, gemein; wir filtern die natürlichen Laute aus den unnatürlichen heraus: Vogelgezwitscher, der feine Wind und das Blätterrauschen erfüllen uns. Der Wind treibt uns über verschiedene Ortschaften im



„Raubritter Jürgen“ (rechts) vor der Himmelfahrt

Oderbruch. Ein besonderes Gefühl erleben wir, als wir über ein Sonnenblumenfeld schweben. Der Korb des Ballons scheint die Blüten zu streifen, der Ballon schwebt vielleicht in einer Höhe von anderthalb Metern. Diese Blumen so dicht zu betrachten ist für uns einzigartig, die Schöpfung zeigt sich von einer ganz anderen Seite als gewöhnlich. Und in dieser Höhe überqueren wir auch einen kleinen Badensee, der idyllisch in die Natur eingebettet liegt und den wir sicher nie gefunden hätten, wären wir mit dem Auto unterwegs.

Und die Landung? Auch sie ist ruhig, ohne Hektik. Uns wird erklärt, wie wir in dem kleinen Korb stehen und uns am Korb festhalten sollen. Die Warmluft im Ballon ist der kühlen Luft gewichen, darum verlieren wir an Höhe. Der Korb streift die Erdoberfläche und „humpelt“ ein wenig über ein Stoppelfeld. Dann bleibt er stehen – wir werden aufgefordert, nacheinander auszusteigen und uns von außen an den Korb zu hängen, so

dass er nicht wieder abhebt. Unsere Fahrt ist zu Ende.

Nachdem wir geholfen haben, die Luft gänzlich aus dem Ballon zu pressen, ihn dann zusammen zu falten und alles im Auto zu verstauen, werden wir beim Sonnenuntergang getauft. Wir knien auf dem Stoppelfeld, jedem von uns wird ein Nackenhaar abgesengt, uns werden Sandkörner in den Nacken gestreut und der Kopf mit Sekt benetzt. Nun erhalten wir je einen Taufbrief mit einem wunderschönen lyrischen Namen.

Das Erlebnis unserer Himmelfahrt wird bleiben: ein sanftes Davongleiten in eine andere Welt, den Boden

unter den Füßen ein wenig verlieren, dennoch in der Realität bleiben, verbunden mit Neugier und tiefer Zufriedenheit, ein neues Gefühl zur Schöpfung Gottes, ein tiefes Vertrauen in die Gewalten der Natur und ein Wieder-Aufgenommenwerden der Erde.

„Sonnenscheingräfin Christina holde Abendballönerin zu der abenteuerlichen Reise im Ballon am kleinen See bei Gusow“ und „Raubritter Jürgen Graf zu den lauen Abendlüften über den unendlichen Sonnenblumenfeldern hinter dem kleinen Teich zu Lietzen“



geschafft – erschlafft

Und der gestohlene Himmel über mir...

Jörg Machel / Er hatte schlecht geschlafen in dieser Nacht, in der man ihn festnahm. Es war Vollmond, und da schlief er meist schlecht. Obwohl es ihm unmöglich war herauszufinden, ob das tatsächlich am Mond lag oder daran, dass er in diesen Nächten den schlechten Schlaf herbeigrübelte. So war er schon beim ersten Klopfen hellwach. Es war gegen sechs Uhr am Morgen, als vier Geheimpolizisten sich in seine Wohnung drängten und ihn aufforderten mitzukommen.

Er erinnert sich noch genau an die Fahrt ins Untersuchungsgefängnis. Durch die Scheiben des PKW konnte er den Morgenhimmel sehen. Die volle Mondscheibe hing ganz tief am Horizont. Dieser Anblick ging ihm immer wieder durch den Sinn in den Wochen und Monaten seiner Gefangenschaft. Seine erste Zelle hatte kein Fenster. Wahrscheinlich lag sie unter der Erde. Die Belüftung besorgte eine scheppernde Klimaanlage. Später wurde er in einen Raum verlegt, der zwar ein Fenster hatte, das war aber so verkleidet, dass man nichts sehen konnte. Keinen Baum, keinen Strauch, nicht einmal den Himmel.

Oft dachte er darüber nach, ob es seinen Peinigern bewusst war, was sie ihm damit raubten, dass sie ihm den Blick in den Himmel verbauten? Wie viel schwerer ihm die Tage in der Zelle dadurch wurden, dass sein Blick unentrinnbar auf das enge Geviert der Wände gezwungen war?

Mit den Augen in den Himmel blicken zu können, das bedeutet bei allem Eingesperrtsein immer noch ein Stück Freiheit zu haben, bedeutet Teilhabe an der Weite der Welt. Der Blick in den Himmel ermöglicht an wolkenreichen Tagen in die großartige Gemäldegalerie der Schöpfung blicken zu können, Gestalten entstehen und vergehen zu sehen: Gesichter, Erdteile, Tiere.

Wenn er heute gefragt wird, was er am meisten vermisst hat während seiner Haftzeit, dann antwortet er manchmal: den Himmel!

In welchen Himmel stürzen sie am Vatertag?

Dörte Rothenburg / In Deutschland ist der Himmelfahrtstag ein christlicher, gesetzlicher Feiertag.

Was es da ursprünglich zu feiern gilt, ist vielen Menschen nicht nur nicht bewusst, sondern auch zumeist egal; *wie* sie diesen Tag begehen wollen, ist von weit größerer Bedeutung.

Ein arbeitsfreier Donnerstag heißt: am Freitag Überstunden abbummeln oder Urlaub nehmen und ab durch die Mitte – mit Kind und Kegel auf den Kremser, oder doch lieber per pedes, Fahrrad, Harley Davidson mit den Arbeitskollegen oder den Brüdern vom Verein losdüsen. Vorher in die Kirche? Wieso – ist doch nicht Weihnachten, ist doch Vatertag!

Zu fragen ist also: Wer feiert wen oder was am Vatertag, der eigentlich Christi Himmelfahrt heißt. Ist es Privatsache, ein Familienfest, ein öffentliches Ärgernis?

Himmelfahrt in der DDR war ein hochpolitischer Tag, weil an ihm ganz unpolitisch einfach nur gewandert und gefeiert wurde, sagt Freund Fritz aus Weimar.

Es scheint dies, zumindest in Universitätsstädten, eine Tradition noch aus den Zeiten der Burschenschaften, des revolutionären Vormärzes und der Wandervögel zu sein: Mit der Klampfe in der Hand hinauszuziehen in die Natur, um wenigstens zeitweise der geistigen und gesellschaftlichen Enge der jeweiligen Herrschaftssysteme zu entkommen.

Generationen von Jenaer Studenten beispielsweise, zu denen Mitte der 60er Jahre auch Freund Fritz gehört hatte, trafen sich am frühen Morgen bei Dieter im Gasthaus „Zum Roten Hirsch“, formierten sich zu Grüppchen und schwärmten aus: zu den umliegenden Hügeln und Ausflugszielen, zum Fuchsturm und zum

Jenzig, fuhren mit der Bahn nach Kahla und wanderten rauf zur Leuchtenburg.

Sie kannten die Öffnungszeiten sämtlicher Kneipen, die Beschaffenheit von Brätel mit Kartoffelsalat und die Qualität des Bieres (ein halbes Helles für 61 Pfennig); oder sie schlepten im Rucksack ihren eigenen Alk nebst Semmeln, Wurst & Schinken mit. Manch einer hatte sich viel vorgenommen: 20 km zu Fuß, für jeden Kilometer ein Bier.

Sie sangen Wirtinnen-Lieder und „Die Gedanken sind frei“, zitierten ihren Goethe („Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt...“), gockelten vor jedem Rock und fühlten sich „so kannibalisch wohl als wie fünfhundert Säue“.

So gesehen, bedienten sie sämtliche gängigen Klischees vom Bürger-schreck.

Doch nicht wenige Bürger des ersten deutschen Arbeiter- & Bauernstaates begleiteten solch jugendliches studentisches Treiben eher mit Wohlwollen und freuten sich, dass endlich mal was los war im ansonsten trüben Alltag: die Verkäuferinnen im Konsum verscheuerten Bier und Schnaps an der Hintertür, auch wenn offiziell an diesem Tag kein Alkohol an die durchziehenden, z.T. verkleideten Vatertags-Wanderer verkauft werden durfte. Das zumindest hatte die örtliche Staatsmacht in manchen Jahren angeordnet, faktisch aber kaum durchsetzen können. So blieben auch die Kneipen meistens geöffnet, und die jedermann als solche erkennbaren Jungs von der Stasi konnten dort in aller Bequemlichkeit das unauffällige Aufspüren von klassenfremden Gedanken üben.

Im Spreewald fielen zu Himmel-

fahrt die Brigaden scharenweise ein und im Suff von den Kähen.

Ob sie aus Berlin, dem Thüringer Wald oder Oberoderwitz kamen – ob als Studenten, Arbeiter, Handwerker oder Rentner von der Volkssolidarität: sie traten in Horden auf, lautstark, mit Reisig am Spazierstock, sangesfreudig, alkoholisiert, dampfwalzenartig, provozierend. Zoten, politische Witze, anspielungsreiche Sprüche schwirrten durch die Luft, und es war immer einer dabei, der auf den dämlichsten Kalauer noch eins draufsatzen konnte.

Das gefährlich Subversive solchen Treibens bestand aus Sicht der DDR-Oberen offenbar darin, dass es sich, losgelöst von partei- & staatstragenden und selbst von eher ungeliebten kirchlichen Organisationsformen, einfach ereignete und somit einen gewissen renitenten Individualismus, einen nicht zu bremsenden Drang ins Blaue hinein offenbarte.

Schließlich endete der Feiertag Christi Himmelfahrt 1968 im realsozialistischen Orkus. Mit seiner offiziellen Abschaffung als Feiertag wurde er als inoffizieller Feierei-Tag inthronisiert, von der männlichen werktätigen Bevölkerung individuell oder kollektiv erbittert verteidigt. Notfalls wurde blau gemacht, krank gefeiert, musste eine tote Oma als Ausrede erhalten. Wie im Westen sprach man vom Vatertag.

Die christlichen Kirchen in der DDR verloren dadurch ihre Schäfchen wohl kaum an den ideologischen Gegner; aber der Staat verlor die seinen zumindest für diesen einen Tag an den Frühling, die Freiheit, den Fusel.

Christi Himmelfahrt, der Tag, an dem die Rückkehr von Gottes Sohn, dem leidenden Menschen, zu Gottva-

ter begangen wird, war in Jahrhunderte alter christlicher, besonders katholischer Tradition ein Tag der Wallfahrten und Prozessionen, also der inneren und äußeren Bewegung mit dem Himmel als Ziel und von gleichsam doppelter Herrlichkeit.

Doch wie bei so vielen religiösen Festen vermischten sich auch hier im Laufe der Zeit die Sprache und Praxis der Theologen und Priester mit der Volksfrömmigkeit und der ihr eigenen Ausdrucks- und Gestaltungsweise.

Seit alters her waren am Himmelfahrtstag Flurumgänge und -ritte üblich: einmal im Jahr musste ein Eigentümer sein Land umrunden, um seinen Besitzanspruch zu bekräftigen; in Erinnerung an die Aussendung der Jünger wurden Apostelprozessionen und später Bittprozessionen in den Gemeinden initiiert. Bereits im Mittelalter waren diese Umgänge mancherorts zu Touren verkommen, bei denen der Alkohol eine größere Rolle als das Weihwasser spielte. Daraus entwickelten sich im 19. Jhd., auch unter dem Einfluss von Natur- und Wanderromantik, sog. Herrenpartien und Schinkentouren.

Mit zunehmender Verweltlichung der bürgerlichen Gesellschaft fiel auch Christi Himmelfahrt, dieser Akt göttlicher Zugewandtheit zwischen Vater und Sohn, weiterer Profanisierung und Bedeutungsverengung anheim: der Sohn fliegt raus aus der Bezeichnung, der Vater gewinnt an Gewicht, das Feiern auf Erden übertönt das himmlische Geschehen.

In den USA wurde zu Beginn des vorigen Jahrhunderts eine Bewegung zur Ehrung von Vätern, die in den Sezessionskriegen gekämpft hatten, ins

Leben gerufen. Da stritten andere amerikanische Frauen bereits seit einem Vierteljahrhundert für einen offiziellen Muttertag. Ihn legte 1914 Präsident Wilson auf den 2. Sonntag im Mai fest. 10 Jahre später gab es dann eine präsidentengewaltige Empfehlung an die US-Bundesstaaten, auch einen Ehrentag für Väter einzuführen, was unterschiedlich gehandhabt wurde.

1974 endlich erhob Präsident Nixon den 2. Sonntag im Juni als Father's Day in den Rang eines offiziellen Feiertages.

In Europa führten die politisch engagierten Frauen vor und nach dem 1. Weltkrieg ihre Kämpfe um die

ten, nicht-christlichen Festtage unterscheiden sich auch hinsichtlich ihres mehr oder weniger privaten bzw. öffentlichen Charakters voneinander. Der einzige auf Frau und Mutter bezogene christliche Festtag, nämlich die Himmelfahrt der Maria, der Mutter Gottes bzw. Jesu Christi, spielt in Deutschland, anders als in unseren katholischen Nachbarländern, nur noch in ländlichen katholischen Gegenden eine (untergeordnete) Rolle.

Im 17. und 18. Jhd. gab es in einzelnen Regionen wie in Wallonien, der Champagne oder in Thüringen den Brauch, dass die Frauen am Sonntag Lätare, in der Mitte der österlichen Fastenzeit, alle Verwandten zu einem Festessen einluden; in Worcester nannte man diesen Tag Mothering Day. Analog zum Muttertag ist nun also der Vaterstag verstärkt ins öffentliche Feierbedürfnis gerückt. Doch es zelebriert kaum eine Familie Verehrungsrituale, wie man sie vom Muttertag kennt. Denn in Wahrheit geht es weniger um die Väter als vielmehr um das (eigene) Rollenverständnis von Männern.

Konnte sich eine epochenweise starke Frauenbewegung auf dem Wege zur Gleichberechtigung ihren Ehrentag, den Internationalen Frauentag, erkämpfen, so war das für die Männer überhaupt kein Thema. Männertag ist immer.

Dass die letzte große Frauenbewegung in den USA und Europa manche Männer das Fürchten lehrte, uneingestanden, mag mit zur Father's Day Resonanz beigetragen haben. Männer und Frauen haben offenbar das Bedürfnis, in Zeiten zunehmender struktureller Probleme mit sich und



Blick über die Saale zum Jenzig

Gleichberechtigung und für die gesellschaftliche Anerkennung der Leistungen nicht nur von Müttern, sondern von allen Frauen. Unter der Rassenwahnerrschaft des Faschismus gelangten die Mütter zu fragwürdigen Ehren, infolgedessen im Nachkriegsdeutschland die Tradition des Muttertages nicht ungebrochen fortgesetzt werden konnte. So etablierten sich, aus unterschiedlichen gesellschaftspolitischen nicht- bzw. antichristlichen Traditionen gespeist, neben dem Muttertag der Internationale Frauentag (im Osten) und die Walpurgisnacht (im Westen). Diese drei den Frauen und Müttern gewidme-

in der Familie, der Vaterrolle zu mehr Ansehen und neuer öffentlicher Bedeutung zu verhelfen.

Doch wenn frau sich heutzutage an Himmelfahrt beispielsweise ins Blaue des Berliner Umlandes wagt, begegnet sie eher dem Zerrbild eines rücksichtsvollen, fürsorglichen, beschützenden Vaters/Mannes; je höher der Alkoholpegel, desto sexistischer die Sprüche und desto unflätiger das Benehmen.

Unterwegs sind ja nicht nur schlecht erzogene Junggesellen oder Jugendliche, die alters- & entwicklungsbedingt eben mal über die Stränge schlagen, sondern ebenso deren Väter (gestandene Männer, möchte man glauben), die diesen Tag der Regression in pubertäre Verantwortungslosigkeit offenbar brauchen, um anderntags wieder ein guter Vater sein zu können. Ist es so?

In unseren deutschsprachigen Nachbarländern begeht man den Vatertag, wie in den USA, am 2. bzw. 3. Sonntag im Juni.

Dass in Deutschland der Vatertag kein eigenständiger Festtag ist, sondern sich aus Christi Himmelfahrt herausgeschält und ihn fast verdrängt hat, und dass nicht wenige Männer, die ihn öffentlich feiern, z.T. derart würdelos in den nächsten Straßengraben fallen, statt in den 7. Himmel zu schweben, sollte zu denken geben.

Auffällig ist, dass eher noch in katholischen Gegenden mit ausgeprägter Karnevalstradition Himmelfahrt traditionell als Familientag gefeiert wird. In protestantischen und atheistischen Landstrichen dagegen wird Himmelfahrt als Männertag in der Clique begangen.

Die Frage nach einem inhaltlichen Zusammenhang ist sicherlich nicht leicht zu beantworten; das hindert aber nicht, sie zu stellen. Es könnte sein, dass dem als harmlos geltenden Vatertag ebenso wie der unzeitgemäß erscheinenden Himmelfahrt des Jesus Christus psychosozialer wie geistespo-

litischer Zündstoff innewohnen, den wir nur noch nicht so recht wahrgenommen haben.

Man könnte vermuten, auf Erden werde manches von dem ritualisiert, was als (spirituelles) Bedürfnis nicht gelebt werden durfte und deshalb entweder direkt ins Dunkel der Hölle verbannt (unter den Teppich gekehrt) bzw. in Spiritus konserviert wird oder als Projektion an den Himmel gelangt, von wo aus es uns in unseren künstlich erleuchteten Metropolen nur noch spärlich zu erhellen vermag.

So gedenken die einen in der Kirche der Rückkehr des leidenden Menschen Jesus Christus zu Gottvater, seinem Schöpfer, der ihn, den göttlichen Sohn, zur endgültigen Be-



friedung der Menschheit ausgeschickt hatte. Für sie schließt sich mit Christi Himmelfahrt der Kreis zur Vollen- dung, und die Herrschaft von Vater und Sohn als Versprechen zur Erlö- sung der Menschen von ihren irdischen Leiden findet ihren End-gültigen Höhepunkt. Anderen bedeutet gerade diese Doppelherrschaft von Gottvater und Sohn die Perpetuierung des Patriarchats auf Erden - einerseits ein Ärgernis für diejenigen, die den Verlust der Sophia, der Weisheit, der weiblichen Seite Gottes, durch Totschweigen in der christlichen Religionsgeschichte beklagen; andererseits eine Bestätigung für die Konservatoren von männlicher Macht und Ordnung im Himmel wie auf Erden.

Das Christentum ist, im Gegensatz zu den anderen beiden monotheistischen Religionen, keine reine Vater-

Religion. Es handelt, quasi auf über-irdischer Ebene, alle auch uns geläufigen existentiellen Vater-Kind- bzw. Sohn-Vater-Erfahrungen ab: kindliches Vertrauen in die Allmacht eines gütigen, verzeihenden, präsenten Vaters, der zuhört und weiß, wessen das Kind bedarf; aber auch die Erfahrung des reifen Individuums, das sich seines Handelns bewusst ist und die Schmerzen aus dem Zusammenprall mit den Repräsentanten einer zerstörerischen Gewaltherrschaft und das Verlassensheitsgefühl auszuhalten bereit ist, ohne dafür einen anderen, den Vater, verantwortlich zu machen.

Als Vater-Sohn-Religion ist das Christentum per se auch rebellisch, kritisch, voller Spannungsbögen und Widersprüche; es stellt den Gott-Vater immer wieder vor neue Herausforderungen, ohne ihn in Frage zu stellen und dadurch seine Existenz zu zerstören; Vater und Sohn bleiben immer in Kontakt, im Dialog, auf Augenhöhe. Durch die gottväterlichen Gebote der Liebe, des Friedens, der Gerechtigkeit und der Achtung vor allem Lebendigen erlangt Jesus Christus, der Sohn, indem er diese Gebote lebt, jene Stärke und Überzeugungskraft, die ihn zum Stachel im Fleische von nicht sich selbst gehörenden Machtpolitikern werden lässt – und erleidet den qualvollen Tod am Kreuz nicht zuletzt durch die Masse der Wankelmütigen und Zerrissenen, die ihn erst erhöhen und dann um so vernichtender als Opfer missbrauchen.

Seine Himmelfahrt an die Seite Gottes bedeutet nicht nur, dass sich ein Lebenskreis schließt oder ein religiöses Denkmodell seine Vollendung findet. Es symbolisiert vielmehr nachhaltig, welche heilsame Ausstrahlungskraft eine erfüllte Vater-Sohn-Beziehung haben kann, ohne Macho-Gehabe.

Viel Spaß den Männern und ihren Kindern beim Ausflug ins Blaue. Es lebe Christi Himmelfahrt!

Wie Himmelfahrt



Ausschnitt aus A. Dürers Holzschnitt „Christi Himmelfahrt“ um 1510

Jörg Machel / Himmelfahrt ist Vatertag. Im ganzen Land sind bierselige Männerrunden auf Tour, um diesen Tag feuchtfröhlich zu feiern. Im Brandenburgischen sind sie vorzugsweise auf mit Birkenzweigen geschmückten Pferdegespannen unterwegs und prosten einander fröhlich zu.

Kaum einer dieser fröhlichen Zecher denkt daran, dass es nach christlicher Tradition am Vatertag um Jesu Vater geht. Um Gottvater, der seinen Sohn an diesem Tag zu sich nimmt! Die Kirchenbänke bleiben meist leer am Himmelfahrtstag.

Ostern und Pfingsten kennt man noch – Christi Himmelfahrt hat seinen religiösen Ort im Alltagsbewusstsein verloren.

Die Existenz der Hölle kann man bestreiten, die Existenz des Himmels nicht. Man kann allerdings versuchen, seine Bedeutung auf das äußerlich Fassbare zu reduzieren. Man kann es versuchen. Man kann ihn mit Vermessungsdaten entmythologisieren. Man kann das Blau des Himmels erklären, und den Nachthimmel kann man zum Forschungsobjekt machen.

Aber es wird nichts nützen. Der Himmel wird sich das Herz des Menschen zurückerobern. In einer sterrenklaren Nacht vor den Toren der Stadt oder mit seinem majestätischen Blau an einem einsamen Strand. Da wird er alle Lügen strafen, die behaupten, sein Geheimnis gelüftet zu haben.

Auch im Jahrhundert der Himmelsstürmer wird es die stille Absprache zwischen einem sterbenden Greis und seinem Enkelkind geben, in wolkenloser Nacht über einen verabredeten Stern Kontakt zu halten.

Selbst wenn Heinrich Heine den Himmel großzügig den Engeln und den Spatzen überlassen will – sie werden ihn nicht für sich behalten können.

Die Liebespaare werden es nicht dulden, die Trauernden nicht, und

auch die Träumer werden weiterhin Anspruch auf den Himmel erheben. Die Dichter und die Sänger werden ohne Himmel nicht sein wollen. Ich will es auch nicht!

Für die Bibel verweist der Himmel auf das Göttliche. Aus dem Himmel erschallt die

Stimme Gottes, in den Himmel nimmt Gott seine Diener Mose und Elia auf. Im Himmel findet Jesus seinen ihm gemäßen Platz.

Und das Bild von Jesus auf dem Himmelsthron will als der entscheidende Sieg über den Tod und die Mächte der Welt verstanden werden. Mag die Liebe auf Erden noch so viele Niederlagen hinnehmen müssen, am Ende gehört ihr der Himmel.

Der zentrale Gedanke der Himmelfahrtsbotschaft ist wohl der, dass man das Alte nicht festhalten kann, dass es sich wandeln muss, denn nur so bewegen wir uns weiter im Strom des Lebendigen.

Christi Himmelfahrt ist kein Fest, das allein den Vätern gehört!

Heldenspiele(r)

Leben mit Jungen in Kindertagesstätten

Heike Krohn /
Jungen haben es

schon lange nicht mehr einfacher als Mädchen. Als sogenannte „schwierige Kinder“ werden zum weitaus größten Teil aggressive Jungen zu Kindertherapeuten und pädagogischen Beratern geschickt. Das ist auch die Erfahrung von Detlef Stoklossa, pädagogischer Berater für evangelische Kindertagesstätten. Die Not der kleinen Männer erklärt er so: „Sie versuchen einem Männerideal zu gleichen, das eben ziemlich verrückt ist, also immer grandios, erfolgreich und großartig sein zu müssen und ganz viel Beifall zu bekommen. Das bedeutet, dass sie immer mehr ihre eigenen Gefühle abwehren, weil zum Männerideal gehört ja auch, keine Schwäche zeigen, Hilflosigkeit nicht auftreten zu lassen, und das heißt, sie achten immer weniger auf sich selbst.“ Das gängige Männerideal ist ein hartes Lebensmodell. Vor einigen Jahren hat Detlef Stoklossa gemeinsam mit Christine Hormann und Bernd Bienek das Projekt „Heldenspiele(r)“ – Leben mit Jungen in Kindertageseinrichtungen“ ins Leben gerufen, um die Entwicklung zu Aggressivität und Gewaltbereitschaft unter die Lupe zu nehmen und in der pädagogischen Praxis nach Handlungsalternativen zu suchen. Die Kita der evangelischen Kirchengemeinde Südde in Berlin-Steglitz war eine von insgesamt zwölf evangelischen und diakonischen Einrichtungen, die dieses Projekt mit offenem Ausgang ausprobiert haben. Jede der Einrichtungen hat dabei eigene neue Wege bei der Arbeit mit Jungen ausprobiert. Denn nicht nur in den Schulen, sondern bereits in den Kindergärten fallen meistens Jungen auf, weil sie – mal zu aggressiv, mal zu zappelig

sind, manchmal auch beides. Woher kommt es, dass Jungen häufiger krank sind, öfter verunglücken oder stottern, mehr geschlagen werden, sich eher umbringen und öfter straffällig werden als Mädchen? Das Beraterteam hat in den Einrichtungen neue Lern- und Spielformen ausprobiert, von denen sie denken, dass sie aggressiven oder hypermotorischen Jungen vielleicht helfen, besser mit sich selbst zurecht zu kommen.

Die Steglitzer Kita hat eine Indianergruppe eingeführt, nur für Jungen. Schon von der Straße aus sieht man die ersten Indianerzeichen. Ein bunter Holzvogel baumelt an einem gro-



ßen Baum. Darüber steht „Donnervogel“, so wie die Gruppe sich genannt hat. Für die Jungengruppe wurden Kinder ausgewählt, die auffielen, weil sie entweder besonders motorisch oder besonders ruhig waren. Zwischen zwölf und zwanzig Jungs haben über einen Zeitraum von mehreren Jahren mitgemacht. „Wir haben Pfeil und Bogen gebaut, ein Zelt aufgebaut“, erzählt der siebenjährige Dennis. „Und wir haben Wörter gelernt wie ‚How‘ und mit unseren Papas übernachtet.“ Die regelmäßigen

Jungentreffen wurden mit ei-

ner Indianerzeichensprache eingeleitet. Alle Jungs saßen auf der Erde um ein Lagerfeuer herum. Wer etwas sagen wollte, der musste ein Redeholz in die Hand nehmen. Zwei Erzieherinnen und ein Erzieher haben im Wechsel die Indianergruppe geleitet. Das Betreuerteam hat den Kindern Geschichten aus dem Alltag von Indianern erzählt und daran seine Aktionen geknüpft. Die Jungen sollten dabei etwas gemeinsam erleben und ein Gruppengefühl bekommen, erklärt der Erzieher Mathias Bärö. „Sie sollten erleben, dass sie nicht nur als der einzelne Macho dastehen, sondern lernen, miteinander zu reden, einander zu helfen, gerade die Größeren den Kleineren, und zusammen zu arbeiten,“ Kooperation und nicht nur Konkurrenz. Auch die Väter wurden verstärkt mit eingebunden, und die haben begeistert mitgemacht. Zusammen mit ihren Söhnen haben sie gesägt, gebaut und Totempfähle im Garten der Kita im Rund aufgestellt, die nun eine Art Versammlungshütte bilden. Den Erzieherinnen fiel auf, dass die Väter endlich einmal etwas mehr miteinander ins Gespräch kamen, wie es ihnen mit ihren Söhnen überhaupt geht. Ein solcher Austausch ist ihren Erfahrungen nach sonst eher ungewöhnlich.

Und reale männliche Vorbilder sind im Alltag der kleinen Jungen meist rar. In Kindertagesstätten und Grundschulen arbeiten vor allem Frauen, und in den Familien sind Väter oft nur Wochenendpapas. Auch Mütter und Väter, Verwandte und Bekannte, Jungen und Mädchen haben ihre Erwartungen, wie sich Jungen verhalten sollten. Und diese Er-

wartungen sind oft noch von traditionellen Vorstellungen geprägt. „Dieses alte Rollenbild von Mannsein und Frausein hängt uns immer noch wie ein schweres Gewicht am Fuß, obwohl es zum großen Teil gar nicht realistisch ist“, meint Kita-Berater Stoklossa. Die alten Rollenmuster von Stärke und Heldentum bekommen im Fernsehen Gestalt als Batman und Power Ranger – unbesiegbare, nahezu allmächtige Helden.

Für die Erzieherinnen und den Erzieher war das Indianerprojekt mehr als nur zusätzliche Arbeit. Es war auch für sie selbst eine Herausforderung, Neues auszuprobieren und eigene Verhaltensweisen zu überdenken. Die Erzieherin Jenny Kobold hat es angeregt, um neue Wege bei der Erziehung der Jungen auszuprobieren: nämlich weniger dieses Basteln, Spielerische, Mütterliche an die Jungs heranzutragen, sondern einen Weg finden, Jungen an die Grenzen zu bringen und da auch mehr auszuhalten, als es sonst üblich ist. Auch der Erzieher Matthias Bäro hat für sich selbst etwas gelernt. Bevor er in die Kita kam, haben die Erzieherinnen handwerkliche Arbeiten selbst erledigt. „Aber sobald ich im Hause war, habe ich automatisch die Rolle über-



nommen“, erzählt er. „Ach, das ist Männersache – der dübelt das Brett an die Wand. Wenn man genau darüber nachdenkt, dann merkt man, dass man das genauso völlig in sich drin hat.“

Zwei Jahre hat das Projekt gedauert. Einige Jungen haben sich verändert, sagt das Betreuererteam. Aber das merkt man eher an Kleinigkeiten, zum Beispiel, dass größere Kinder manchmal etwas mehr auf Kleinere Rücksicht nehmen. „Manchmal kommen jetzt Jungen zu mir und sagen: „Hm, mir geht es heute nicht so gut, kannst Du mich mal in den Arm nehmen“, erzählt Erzieher Bäro. „Das haben sie vorher nicht unbedingt getan. Da hätten sie eher jemanden verha-

en, ganz extrem gesagt.“ Haben es Jungen wirklich schwerer als Mädchen? Eigentlich nicht, findet Detlef Stoklossa. Beide könnten viel voneinander lernen: Wenn Jungen genauso fürsorglich, selbstaufmerksam und gefühlsbetont wie Mädchen würden und die Mädchen andererseits sich das nehmen, was den Jungen immer zugesprochen wird, nämlich mutig, tapfer und stark zu sein.

„Wir haben weiterhin schwierige Jungen in Kindertageseinrichtungen. Nur was sich verändert hat, das sind die Erwachsenen, und wenn sich die Erwachsenen verändern, dann verändern sich auch die Kinder.“ Für den Kitaberater ist klar, dass sich in Zukunft einiges ändern muss. Pädagogen müssten mehr darüber wissen, wie Kinder ihre männliche oder weibliche Identität entwickeln. Und er denkt, dass mehr Männer auch für die Arbeit in Kindertagesstätten nötig sind. Jungen müssten an realen Vorbildern entdecken können, was es heißt, ein Mann zu sein.



Fleischerfamilie Stowasser

in der Markthalle

Bernd Feuerhelm / Es ist nicht viel los am Vormittag in der Eisenbahnmarkthalle. Nur vereinzelt laufen Kunden zwischen den Ständen umher. In der „Deponie“, einer nostalgisch anmutenden Lokalität, sind alle Stühle leer. Daneben, wo einst lange Schlangen vor der Fleischerei Stowasser standen, werden heute Genüsse anderer Art angeboten: „Verkauf und Tausch von Horror- und Erotikromanen“ steht auf

den in Familienbesitz. Marie Polzin, unsere Mutter, wurde 1904 geboren. Wir wohnten damals am Lausitzer Platz 3, dem wohl schönsten Haus am Platz. 1940 heiratete meine Mutter und nahm den Namen Stowasser an“, erzählt sie. Die Familie zog ins Sudetenland, wo der Vater etliche Fleischereien und einen Schlachtbetrieb besaß. Ende des Zweiten Weltkrieges kam die Familie nach Berlin zurück und die Eltern übernahmen



Marie Stowasser, geb. Polzin



Der erste Marktstand um 1900

den herunter gelassenen Jalousien, die die denkmalgeschützten Außenportale der Verkaufsstände verdecken.

Käte Judis hat mehr als 25 Jahre an diesem Stand gearbeitet. Die 60-Jährige ist die Enkelin des ersten Fleischer, Emil Polzin, der den Stand in der Markthalle gemietet hatte. „Unser Großvater war von Anfang an dabei. Die Markthalle wurde 1891 erbaut. Seit diesem Zeitpunkt blieb der Marktstand über mehrere Generatio-

nen in Familienbesitz. Marie Polzin, unsere Mutter, wurde 1904 geboren. Wir wohnten damals am Lausitzer Platz 3, dem wohl schönsten Haus am Platz. 1940 heiratete meine Mutter und nahm den Namen Stowasser an“, erzählt sie. Die Familie zog ins Sudetenland, wo der Vater etliche Fleischereien und einen Schlachtbetrieb besaß. Ende des Zweiten Weltkrieges kam die Familie nach Berlin zurück und die Eltern übernahmen

nen in Familienbesitz. Marie Polzin, unsere Mutter, wurde 1904 geboren. Wir wohnten damals am Lausitzer Platz 3, dem wohl schönsten Haus am Platz. 1940 heiratete meine Mutter und nahm den Namen Stowasser an“, erzählt sie. Die Familie zog ins Sudetenland, wo der Vater etliche Fleischereien und einen Schlachtbetrieb besaß. Ende des Zweiten Weltkrieges kam die Familie nach Berlin zurück und die Eltern übernahmen

war meiner Mutter egal, aber von Stowasser begrüßt zu werden, darauf legte meine Mutter großen Wert.

Das Wirtschaftswunder begann, und die Auslagen der Marktstände mit Fleisch, Wurstwaren und frischem Fisch wurden immer üppiger. Die Pücklerstraße war in den frühen Morgenstunden voll geparkt mit Fahrzeugen, die die frische Ware für die Markthalle anlieferten. Dann war Hektik und Leben. Hier schlug das Herz von SO 36. Im Markthallenrestaurant herrschte ein Kommen und Gehen. Hier machten die Arbeiter ihre Pause, und wenn zwischen 13.00 Uhr und 15.00 Uhr ihre Tore schlossen, saßen die Marktbetreiber im heutigen „Weltrestaurant“ und ließen sich mit deftiger Hausmannskost bewirten. Wenn Bockbieranstich war, brachten die Wirtsleute das frisch gezapfte Bier an die Marktstände. An den Nachmittagen war dann die Halle proppevoll mit Käufern, die in langen Schlangen vor den Ständen warteten. Bis zu sieben Fleischereien herbergte die Markthalle. Aus hygienischen Gründen befanden sie sich im Außenkranz der Markthalle, da dort die Wände gekachelt waren. Zielke, Grawunder, Ziolko, Reibnitz, Albrecht, Gensch, Lange und eben auch Stowasser, so die Namen der

Fleischereien, und alle konnten zu einem bescheidenen Wohlstand gelangen.

„Erst kommt das Fressen und dann die Moral“

sagte einst Bert Brecht. Mitte der 50er Jahre, der Hunger war gestillt, begann die Sehnsucht nach anderen leiblichen Genüssen und Sinnesfreuden. Und wieder war es ein Stowasser, der uns Jugendlichen das Kreuzberger „dolce vita“ vorlebte. Oswald, also „Ossi“, Jahrgang 1941, fuhr das damalige Kultmoped „Florett“ von Kreidler mit durchgehender Sitzbank, geeignet für noch eine Mitfahrerin. „Ossi“ trug Maßanzüge und hatte seinen Spitznamen nicht zu unrecht, da er im „Café Moskau“ in der Stalinallee verkehrte. Er war das, was man damals eine „gute Partie“ nannte. Er war der begehrteste Junggeselle am Lausitzer Platz und von Frauen umschwärmt. Ossi erlernte ebenfalls in der Markthalle den Beruf des Fleischers. „Wenn Oswald abends ausging, sorgten wir dafür, dass seine Haarfrisur richtig gestylt war; Pomade und Entenschwanzfrisur“, erinnert sich Käte, die seine jüngere Schwester ist. Bald wurde es Ossi in Kreuzberg zu eng. Er wollte raus aus dem



Arbeiterbezirk. Und so war er der erste aus unserer Clique, der Berlin verließ. Heute lebt er mit seiner Familie in Frankfurt am Main.

Mit dem Bau der Berliner Mauer,

und die jungen Familien zog es in die Neubausiedlungen am Stadtrand. „Als unsere Mutter 1963 verstarb, führten unser Vater, meine

ältere Schwester Inge und ich den Marktstand bis 1977 weiter. Die Veränderungen in SO 36 sowie der Einzug von Aldi in die Markthalle führten dann zur Aufgabe unseres Geschäfts.“



1961, veränderte sich auch das Bild von SO 36. Für die Eisenbahnmarkthalle begann eine neue Zeit. Die Besucher aus Ost-Berlin blieben weg

Wie stellste Dir den Himmel vor?

Paradiesvorstellungen in Kreuzberg und anderswo

Ingo Schmidt-Tychsen / Wir sind durch Kreuzberg gelauen und haben den Menschen eine einfache Frage gestellt: Wie sieht der Himmel (das Paradies) aus? Moment mal. Einfach? Bei einigen kam die Antwort sofort, bei den meisten hingegen dauerte es so drei bis vier Minuten ehe sie eine Antwort geben konnten. Viele gestanden ein, sich vorher nie ernsthaft Gedanken darüber gemacht zu haben. Deshalb waren sie dankbar, gefragt worden zu sein.



Mohammed, 27, glaubt:

Im Paradies gibt es alles. Alles, was Du haben möchtest, bekommst Du auch. Stelle Dir

einen Wald mit lauter Bäumen und singenden Vögeln vor, er umgibt Dich. Stelle Dir die hundert schönsten Frauen vor, die Du je gesehen hast, sie werden bei Dir sein. Stelle Dir das beste Essen vor, das es gibt, Du bekommst es. Deshalb heißt es Paradies.



Gert, 60, glaubt:

Ein Paradies gibt es nicht. Dafür leben wir in den Erinnerungen der Menschen weiter, mit denen wir gelebt

haben. Himmel, Hölle und Paradies sind Hilfskonstruktionen, die einfache Antworten geben sollen, mit denen ich aber nichts anfangen kann.



Peter, 43, sagt:

Geist und Seele verlassen den Körper, man schwebt, ist schwerelos. Ich glaube, dass ein Windstoß, der

mir entgegenkommt mein Uronkel sein könnte. Wir bleiben auf der Erde, aber wir haben keine Bedürfnisse mehr. Wir brauchen weder zu essen noch zu trinken. Deshalb gibt es keine Not mehr im Himmel. Man ist wunschlos glücklich.



Josh, 35, sagt:

Ich habe einen Organspendeausweis. Das ist sehr wichtig für mich. Erstens kann ich anderen Menschen

damit helfen und zweitens leben Teile von mir weiter.



Monika (über ihr Alter wurde Stillschweigen vereinbart):

Der Himmel ist über jede menschliche Vorstellungskraft erhaben.



Tagebucheintrag, Clara Pira, mit 5 Jahren:

Ich würde gern träumen, dass ich in den Himmel komme und mir

die ganze Welt ansehe und dann wieder runter komme. Und dann würde ich alle Teile im Himmel aufsammeln und Ulla wieder zusammensetzen und all unsere Freunde, die gestorben sind. Und dann würde ich nach Rosengarten gehen und Jörgs Oma auch wieder zusammensetzen, die Oma Klara.



Gerhard Seyfried, reimt den Himmel so zusammen:

Ganz vorne steht das Himmelstor
Dahinter singt der Englein Chor
Den armen Seelen etwas vor
Kyrie eleison



und Sylvia Seyfried dichtet auch:

Um aufzusteigen in den Himmel ganz leise – ohne Rumgebimmel bedarf es neben festem Glauben eventuell der weißen Tauben!

40 Tage, Wochen, Jahre

Von Zahlen und Zeiten

Jörg Machel / Die Zahlensymbolik der Bibel ist ein eigener Forschungsbereich. Die Zwei, die Drei, die Sieben, die zwölf – das alles sind heilige Zahlen und jede dieser Zahlen steht für einen ganz bestimmten theologischen Zusammenhang.

Die Vierzig ist auch so eine ganz besondere Zahl.

In der ganzen Bibel kommt sie vor, vom Beginn des dicken Buches bis an den Schluss. Schon im ersten Buch Mose begegnet sie mehrfach:

Vierzig Tage ergossen sich die Wassermassen der Sintflut auf die Erde, vierzig Jahre musste das Volk Israel durch die Wüste wandern, bevor es im gelobten Land Zuflucht fand, vierzig Tage musste Mose auf dem Horeb verbringen, bevor ihn Gott mit den Gesetzestafeln zu seinem Volk schickte. Jesus fastete vierzig Tage und Nächte, bevor er allen Versuchungen widerstehend, seine göttliche Mission annahm.

Vierzig Tage sind es auch, die den Ostertag vom Himmelfahrtstag trennen. Vierzig Tage zeigt sich Jesus seinen Weggefährten nach seiner Auferstehung und vollendet damit sein Werk.

Auch im Wort Quarantäne ist die Vierzig versteckt. Unter Quarantäne versteht man die vorübergehende Isolierung von Personen und Tieren, die an einer ansteckenden Krankheit leiden könnten. In vierzig Tagen sollte sich zeigen, was es mit der Krankheit auf sich hat.

Diese Zeitspanne von vierzig Tagen soll offenbar als eine Zeit der Prüfung, aber auch als eine Zeit notwendiger Reifung verstanden werden, als eine Zeit des Wandels und der Vollendung, als genau die Zeit, die vergehen muss, damit ein offener Prozess an sein Ziel kommen kann.

Ein Beispiel aus der Gegenwart:

Es war in der zweiundzwanzigsten Schwangerschaftswoche. Wir befanden uns auf Anraten unseres Arztes in der Klinik eines Spezialisten, der mit aufwändiger Technik den Bauch meiner Frau abtastete und auf großen Monitoren das Embryo sichtbar machte. Er diktierte seiner Sekretärin Maße und rief ihr Fachausdrücke zu. Wie ein Schatzsucher war er mit seinen Augen auf dem kleinen Körper unterwegs und hielt Ausschau nach Besonderheiten.

Nein, mongoloid sei das Kind wahrscheinlich nicht, so sagte er und wies auf den Hals. Dort zwischen Kopf und Nacken sei keine Wölbung zu sehen. Eine Gaumenspalte schloss er ebenfalls aus.

Dennoch, bei Frauen über 35 steige die Wahrscheinlichkeit, dass das Baby genetisch geschädigt sei, sprunghaft an. Sichere Ergebnisse könne man nur durch eine Fruchtwasseruntersuchung bekommen. Ansonsten würde er noch einen Hormontest anraten. Der sei zwar in seinem Ergebnis nicht so aussagekräftig, könne aber doch eine Entscheidungshilfe geben.

Nun hieß es noch einmal zwei Wochen zu warten.

Dann kam ein Anruf. Ja, das Testergebnis sei nun da, wir können vorbeikommen.

Mit weichen Knien saßen wir wieder zwischen all den werdenen Müttern und Vätern

im Wartezimmer.

Das Ergebnis der Untersuchung sei leider nicht beruhigend, so sagte der Arzt. Beunruhigend sei es allerdings auch nicht. Es läge genau dazwischen.

Alles blieb unklar.

Wir hatten uns vorgenommen, alles von diesem Test abhängig zu machen. Die lange Kanüle für die Fruchtwasseruntersuchung lag schon bereit, und wir waren noch immer unentschlossen.

Noch einmal forschte der Professor mit seinem Ultraschallgerät und wir hatten Zeit, uns mit den Augen zu verständigen. Plötzlich war uns klar, dass es den Garantieschein für ein gesundes Kind nicht geben kann. Das Kind boxte fröhlich gegen die Bauchwand und zeigte an, dass es bereits einen festen Platz in der Familie beanspruchte.

Als kleines Mädchen hatte das Kind sich bereits bei der ersten Untersuchung zu erkennen gegeben. Alles andere aber brauchte die vorherbestimmte Zeit, um offenbar zu werden. – Vierzig Wochen, um genau zu sein.



Innenraumvergiftung

Mel Gibsons kaputte Passionsspielwelt

Detlef Berentzen / Ich habe in der letzten Nacht von meiner bevorstehenden Hinrichtung geträumt. Stunden zuvor saß ich noch in einem Kinossessel, die Arme vor der Brust verschränkt, die Augenlider immer bereit zu lang andauernden Schwarzblenden, ein dumpfes Stöhnen in der Brust, heiße Wut im Bauch – 127 Minuten Blutopfer, über zwei Stunden Splatterphantasien in höchster Potenz. Ein Film wie eine eitrigte Wunde. Mel Gibson eben. Ein gottverdammter Eiferer, offenbar krank vor Schuld, die er blutig bestraft sehen will. Die quälenden Bilder, die er in seinem Innern inszeniert, entspringen diesem Bedürfnis, und er projiziert sie auf die Leinwand, zelebriert so eine bluttriefende und ausweglose Messe, von der er glaubt, dass die Welt sie braucht, um von Schuld und Übel erlöst zu werden.

Seien wir ehrlich, würde uns im Alltag jemand von solchen Phantasien erzählen, wir würden ihm umgehend psychiatrische Hilfe empfehlen. Nein, nicht empfehlen, wir würden qualifizierte Fachkräfte in weißen Kitteln auf diesen armen Menschen und seinen religiösen Wahn aufmerksam machen. Nur ist Mel Gibson nicht arm, sondern er ist reich. Er hat die Millionen und die PR-Maschine, um aus seiner Krankheit eine profitable Waffe zu machen. Eine, die er in die Lenden der Zuschauer bohrt. Und, das ist das wahre Wunder, die Mehrheit dieses Publikums, zumindest in den USA, stöhnt: „Ja, stoß zu, wir haben es verdient!“...was wiederum enorm viel über das Innenleben dieses Publikums aussagt. Denn diese Reaktion zeigt doch, dass Gibson nichts anderes ist als ein Phantasieträger, einer, der die Phantasien der Vielen in quä-

rende Bilder umsetzt. Bilder für eine Nation, die sich durch den Genozid an den Indianern, meinestwegen auch im Bürgerkrieg, durch die Unterdrückung der Schwarzen, durch Massaker und Kriege in Korea, Vietnam, Kambodscha, in El Salvador, Nicaragua, durch die langjährige Unterstützung Saddams und anderer Diktato-



Filmausschnitt aus Mel Gibsons Film *Passion Christi*

ren, was weiß ich noch, schuldig gemacht und qua America-First-Ideologie diese Schuld immer wieder abgewehrt hat. Kein Wunder, wenn da ein seelischer Bodensatz an Selbsthass und Sadismus entsteht, der in diesen Passionsfestspielen zwanghaft an die Oberfläche drängt.

Nun wird mancher empört die Stimme heben – das ist schließlich obligatorisch – und mahnen, gerade wir, besser: ich, dürfte(n) nicht auf die USA mit den Fingern zeigen, denn wer ist denn Schuld an Holocaust und Nazideutschland, all dem? Vielleicht käme uns eine blutige Katharsis wie durch diesen Film gerade recht? Tut mir leid, ich habe als Nachkriegsgeborener schon in den fünfziger Jahren von Gaskammern alpträumen müssen, ich habe miterlebt, wie meine Eltern an ihren Erfahrungen mit diesem Deutschland, auch an ihrem qualvollen Schweigen,

fast erstickten, wir sind später gegen dieses Schweigen aufgestanden, haben versucht(!) Worte zu finden, versucht(!) Verantwortung dafür zu übernehmen, dass sich all das Grauen nicht wiederhole – mir muss man kein Blutopfer anbieten. Erst recht nicht dieses, das keinen (Aus-)Weg der Erlösung weist, nur den der Qual. Ein Spektakel, das „Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei...“, übrigens mein freigewählter Konfirmationspruch, gründlich zu tilgen sucht.

Kurzum, Selbsthass und Selbstbestrafung halte ich für ganz und gar nicht produktiv für das Be-Greifen dieser Welt und das menschliche Fortschreiten in ihr. Wer die eigene Hinrichtung im Kinossessel braucht, den Thrill der zweistündigen Kasteiung, bitte schön! Nur muss die Anmerkung erlaubt sein, dass die verschmutzte, die blutverschmierte Innenwelt, die sich in diesem Film in Bildern manifestiert, zu größter Sorge Anlass gibt. Mir ist übrigens im Traum der letzten Nacht die Flucht geglückt. Meine Hinrichtung findet nicht statt.



Filmausschnitt aus Mel Gibsons Film *Passion Christi*

Brief aus Jerusalem

Osterpost 2004

Den folgenden Brief schrieb Reuven Moskovitz in den Ostertagen. Danach kam das große Erschrecken über Bush's Erklärung, in der er sich weit entfernt von dem Bemühen all seiner Vorgänger und sich schamlos und frech hinwegsetzt über UNO-Resolutionen und Beschlüsse des Quartetts. Keine Rede mehr von der Forderung, zur Grenze von 1967 zurückzukehren und die Siedlungen zu räumen. Bush legitimiert alles, was sich die israelischen Regierungen anmaßen – und was Reuven in seinem Brief so scharf kritisiert – er gibt Sharon freie Hand, die Palästinenser weiter zu entmachten, zu demütigen und einzukerkern. Gaza wird ein riesiges KZ für 1.300.000 Menschen, ohne Verbindung nach außen zu Lande, übers Meer oder durch die Luft. Bantustan. Wie ermutigt sich Sharon durch sein Abkommen mit Bush fühlt, zeigt die gnadenlose Liquidierung Rantis im April und die von internationalem Protest ungerührte Ankündigung, weiter islamistische Führer aus dem Wege bomben zu wollen.

Reuven bat mich, diese Worte dem Brief voranzustellen. Marianne Kluge

Liebe Freundinnen und Freunde,

Aus Jerusalem, wo Juden und Christen gleichzeitig Pessach und Ostern feiern, sende ich euch liebe Grüße und Wünsche. Ich muss gestehen, dass meine Stimmung nicht besonders feierlich ist. Wie Millionen anderer Juden saß ich mit meiner Familie, um die „Hagada“ zu lesen – die Sage des Auszuges aus Ägypten und der Befreiung aus der Knechtschaft. Man beginnt mit einem aramäischen Text und zeigt auf die ungesäuerten Fladen: „Das ist das spärliche Brot, was unsere Vorfahren aßen im Land der Ägypter, jeder, der hungert und es braucht, komme mit uns und esse“. Das aber wird nur so gesagt, denn die richtig Armen, unsere palästinensischen Nachbarn, dürfen überhaupt nicht kommen. Die sind nämlich eingesperrt für nicht weniger als 22 Tage. Die Anführer der Nachfahren der befreiten Sklaven haben dreieinhalb Millionen gegenwärtiger Sklaven eingesperrt, um in Ruhe und ungestört die Befreiung des jüdischen Volkes im gelobten Land zu feiern. Man kann fragen, ob es keine jüdischen armen Menschen in Israel gibt. Natürlich gibt es sie und leider zu viele. Aber mehr als eine Million bedürftiger Juden in Israel haben, entsprechend einer schönen Tradition, von verschiedenen Wohlfahrtsvereinen reichlich Lebensmittel verteilt bekommen, um den Sederabend richtig und ausreichend zu feiern. Wie mehr als ein Drittel der Israelis sich über das ganze Jahr durchschlägt, scheint unseren Finanzminister Nethaniahu nicht so sehr zu beschäftigen. Er muss vielmehr herausfinden, wie er den armen Bürgern Israels Geld abzapfen kann, um Zäune und Mauern zu finanzieren – als Käfige für die palästinensischen „wilden Tiere“ (Zitat). Natürlich habe ich mich gefreut, in der Familie zu feiern, die schönen Pessach- und Frühlingslieder zu singen, und das gute Essen zu genießen. Aber meine Seele und mein Denken haben sich geweigert, sich von der Trauer loszureißen.

Das unselige Sicherheitsbedürfnis Israels, mit dem dies alles erklärt wird, gefährdet uns seit der Staatsgründung, bringt den Palästinensern nur Unheil und uns den sicheren Untergang.

Die Gründe für dieses Unsicherheitsgefühl liegen sowohl in den tiefen Verletzungen, die der Nationalsozialismus uns zugefügt hat, als auch in der zu langen hartnäckigen Verweigerung der arabischen Welt, Israel anzuerkennen. Viel, sehr viel Schuld liegt aber in der bewussten politischen Entscheidung unserer Politiker, den Holocaust zu instrumentalisieren und ihn vor den Wagen zu spannen, der uns zu einem jüdischen Staat bringen sollte – zwischen Jordan und Mittelmeer und möglichst ethnisch sauber.

In dieser wunderbaren, aber auch grausamen und absurden Welt ist es ja so leicht, die Menschen zu desinformieren und zu verführen mit einer Sintflut von tendenziösen und manipulierten Informationen, denen der Mensch ausgeliefert ist. Fast jeder hat eine gut begründete Meinung, hauptsächlich von den Medien und von gut oder weniger gut getarnter Propaganda gebildet.

Wenn der Alltag normal und einigermaßen sicher ist, kann auch der durchschnittlich gebildete Bürger sich

eine Meinung bilden, die ihn zu einem mündigen Mitglied der Gesellschaft macht. Sobald aber eine Gesellschaft von einem verunsichernden Trauma verfolgt ist, werden populistische Demagogen oder sogar zur Realpolitik konvertierte Idealisten unablässig auf diese Ängste pochen, um „vollkommene Sicherheit“ oder „vollkommene Gerechtigkeit“ zu erreichen. Weil aber auf dem Weg zur Vollkommenheit der „Feind“ steht, muss man gegen ihn Krieg führen, ihn besiegen, beseitigen, bis man sich selbst zu Tode siegt.

Diesen Weg sind die Deutschen unter Hitler gegangen, diesen Weg gehen, verführt, aber willig, die meisten Juden, die anstreben, den Staat Israel vollkommen sicher und deshalb möglichst frei von Arabern zu machen. Man kann sich über die schreckliche Analogie empören, und sie stimmt auch so noch nicht. Die Denkstrukturen aber, die Deutschland zum Massenmord und zum totalen Krieg führten, waren ähnlich. In einem Staat, in dem die Regierung, besser gesagt, der Geheimdienst und die Generäle, Ankläger, Richter und Vollstrecker sind, sind Wahrheit, Moral und Recht außer Kraft gesetzt. Unsere Machthaber haben längst alle Grenzen überschritten.

Das zeigte sich besonders bei der Ermordung von Scheich Ahmad Jassin. Er hat keinen Menschen umgebracht und hat nicht die mörderischen Selbstmordanschläge geplant. Sein Denken war nicht nur von theologischem Fundamentalismus, sondern auch von politischem Pragmatismus geprägt. Wer weiß schon, dass er, in einem Interview mit Amira Hass, einen dreißigjährigen Waffenstillstand mit Israel in den Grenzen von 1967 vorgeschlagen hat? Er war bescheiden und klug genug, um zu verstehen, dass nach diesen 30 Jahren das Verhältnis zwischen den beiden Völkern anders sein würde als in der Gegenwart. Aber Sharon und die Clique, die Israel heute regiert, und ein Teil der armseligen Dummköpfe aus der Arbeiterpartei, die Israel regieren wollen, können sich überhaupt nicht ein Israel vorstellen, das anders aussieht als dieses, das sie geprägt haben und für das seit 1948 die politischen, militärischen und mentalen Weichen so gestellt sind, dass ohne eine dramatische Änderung der Untergrund des Staates Israel unausweichlich ist.

Diese Vision ist unerträglich. Soll sie verhindert werden, müsste die EU, im wesentlichen von Deutschland, Frankreich und Gott sei Dank heute auch von Spanien in ihrem Denken beeinflusst, versuchen, sich mutig und entschlossen von der ungeheuren Bush-Sharon-Lüge zu distanzieren. Die ersten Opfer eines Feindbilddenkens sind immer die Wahrheit und die Vernunft und der Mut. Über die Lügen von Sharon kann man ganze Bücher schreiben. Ein Buch über die Opfer dieser Lügen könnte nicht nur herzbrechend sein, sondern die hochgepriese westliche Zivilisation in Frage stellen.

Haben nicht Millionen in Deutschland laut aufgeschrien gegen Krieg, Aufrüstung, Ausbeutung und Verletzung von Menschenrechten, Menschenwürde und Völkerrecht? Und jetzt?

Wie steht es um die Menschenwürde, wenn ein alter, gelähmter Scheich im Rollstuhl auf dem Weg vom Gebet zum jüdisch-christlich-moslemischen Gott Abrahams von einer Rakete umgebracht wird? Hat diese Nachricht die vielen Vertreter von Kultur, Wissenschaft, Kunst, Erziehung nicht erreicht? Oder kann es sein, dass die Ausrottung von Millionen Menschen nach Hitler die Herzen abgestumpft hat? Was zählen schon 3.000 umgebrachte Palästinenser und 800 umgebrachte Israelis im Vergleich mit einer Million Tutzi, die vor zehn Jahren in Ruanda ermordet worden sind? Und auch hier schaute die Welt zu. Oder vielleicht hat Amos Oz recht, wenn er sich fragt: „Ist es denn möglich, dass das was Hitler den Juden angetan hat, nicht nur ein Schwertschlag, sondern ein Schlangenbiss war? Ist jenes Gift tatsächlich in die Herzen eingedrungen, in einige der Herzen und brodeln dort weiter?“ (Amos Oz, Im Lande Israel S. 84). Vielleicht ist diese Überlegung die zutreffendste. Das Gift brodeln wahrscheinlich in den Herzen von vielen Menschen beider Völker und verursacht eine gefährliche Lähmung, die nicht nur Israel, sondern auch Europa gefährdet.

Ich frage mich, warum schreibe ich eigentlich diesen Brief? Ihr, meine Freunde, an die ich schreibe, wisst dies alles von mir. Für Euch neu könnte mein Versuch sein, die jüngste Sharonlüge zu entlarven: Sein Vorschlag, als Teil der Erfüllung der „Roadmap“, den einseitigen Rückzug aus dem Gazastreifen und die Auflösung einiger jüdischer Siedlungen anzubieten, ist eine „Ente“.

Wie er als Ministerpräsident konsequent nichts von dem gehalten hat, was er versprochen, gelang es ihm, in Voll-

endung der Arbeit seiner Vorgänger, alle Friedensinitiativen zielstrebig zu begraben. Nun kam der Fahrplan (Roadmap) von Bush und hat viele Hoffnungen erweckt. Im Prinzip, wie bei Radio Eriwan, ist er nicht schlecht, aber.... Dabei ist ein Haken, der die Umsetzung unmöglich macht: er liegt in dem Paragraphen, der die Beendigung des Terrors fordert, bevor die Besetzung endet – das heißt nun wirklich den Wagen vor die Pferde spannen! Genau das, was Sharon brauchte, um den Plan vom Tisch zu fegen. Drei Monate gingen sogar vorbei ohne Terroranschläge. In dieser Zeitspanne manövrierte Sharon auf ganz unanständige Weise sowohl Abu- Mazen als auch Abu-Ala aus: er vermisste bei ihnen „ernsthafte Schritte“ zur Ausrottung der Infrastruktur des Terrors. Dies hätte aber bedeutet, dass die völlig geschwächte palästinensische Autoritätsbehörde gegen Hamas (die übrigens auch karitativ tätig ist) und Djihad einen Bürgerkrieg entfachen müssen. Die israelische Regierung nutzte derweil ihrerseits die Ruhephase durch erschreckend ernsthafte Schritte: Der Mauerbau wurde beschleunigt, eine riesige Antiterroraktion in Raffah zerstörte Hunderte von Häusern und machte Tausende Menschen obdachlos. Natürlich liess die Vergeltung nicht auf sich warten. Das gab Sharon wieder freie Hand. Ein von Siedlern verlassenes Gaza wäre ein Gefängnis für die dort Lebenden, wahrscheinlich würden die Häuser der Siedler zerstört zurückgelassen, die Siedler selbst sollen in der Westbank angesiedelt werden und dort die problematische Präsenz verstärken!

So wird dieser Friedens-Fahrplan, der doch sehr konstruktive Elemente hatte, total sterilisiert. Im letzten Paragraphen (schade, dass es nicht der erste war) heißt es: „Beide Seiten müssen bis 2005 einen endgültigen und umfassenden Vertrag erreichen, der den Konflikt beendet durch Verhandlungen, basierend auf den Beschlüssen 242, 338 und 1397 des UN-Sicherheitsrates. Die Besetzung seit 1967 muss beendet, und eine gerechte, faire und realistische Lösung des Flüchtlingsproblems gefunden werden.“ Das ist genau das, was Sharons Regierung nicht will, eigentlich auch nicht die Arbeiterpartei.

Übermorgen fliegt Sharon zu seinem Doppelgänger Bush, um zu versuchen, die Friedensgefahr zu beseitigen.

Der Brief ist leider zu lang geworden, aber ich bitte euch eindringlich, Euch nicht verführen zu lassen von falschen Hoffnungen und zu versuchen, Euch zu „entgiften“ von dem Gift der Schuldgefühle, die so viele gute Menschen in Deutschland lähmen. Lasst Euch nicht einschüchtern von der Antisemitismus-Propaganda gegen Eure edlen und ehrlichen Versuche, Euch für Frieden und Gerechtigkeit einzusetzen.

Auch wenn der Brief Euch nach den Feiertagen erreicht, denkt daran, dass ich immer dankbar und mit Liebe an die vielen, vielen alten und neuen Freunde denke. Die Zuneigung, die Solidariät und die Hilfe, die alle meine Erwartungen übersteigen, schenken mir Sinn und Kraft weiter zu arbeiten für eine Sache, die manchmal hoffnungslos erscheint.

Seid alle lieb und herzlich umarmt von Reuven in Jerusalem.

P.S. Diesen Brief sende ich nur per e-mail, bitte schickt ihn an möglichst viele Bekannte, Zeitungen oder Politiker.

Danke, Reuven



Anleitung zum Abheben nicht nur für Väter am Himmelfahrtstag

Der Reiseführer „Per Anhalter durch die Galaxis“ sagt folgendes zum Thema Fliegen:

Es ist eine Kunst oder vielmehr ein Trick zu fliegen. Der Trick besteht darin, dass man lernt, wie man sich auf den Boden schmeißt, aber daneben. Such dir einen schönen Tag aus und probier's.

Der erste Teil ist ganz leicht. Er erfordert nichts weiter als schlicht die Fähigkeit, sich mit dem ganzen Gewicht nach vorn zu werfen, und den festen Willen, sich nichts daraus zu machen, dass es wehtut.

Das heißt, es wird wehtun, wenn es einem nicht gelingt, den Boden zu verfehlen.

Den meisten Leuten gelingt es nicht, ihn zu verfehlen, und wenn sie es dann erst recht versuchen, besteht die große Wahrscheinlichkeit, dass es ihnen mit ziemlicher Wucht nicht gelingt, ihn zu verfehlen.

Zweifellos ist es dieser zweite Teil, nämlich das Verfehlen, der Schwierigkeiten bereitet.

Das eine Problem ist, dass man den Boden zufällig verfehlen muss. Es hat keinen Zweck, sich bewusst vorzunehmen, den Boden zu verfehlen, denn das schafft man nicht. Man muss sich plötzlich von irgendwas ablenken lassen, wenn man auf halbem Wege ist, so dass man nicht mehr über das Fallen nachdenkt oder über den Boden oder darüber, wie weh es tun wird, wenn es einem nicht gelingt, ihn zu verfehlen.

Es ist bekanntlich äußerst schwierig, die Aufmerksamkeit während des Sekundenbruchteils, den man zur Verfügung hat, von diesen drei Dingen abzulenken. Daher das Scheitern der meisten Leute und schließlich ihre Ernüchterung über diesen so anregenden und ausgefallenen Sport.

Wenn man jedoch das große Glück hat, im entscheidenden Augenblick ganz kurz abgelenkt zu werden, sagen wir mal durch ein prachtvolles Paar Beine (Fühler, Scheinfüßchen – je nach Gattung und/oder persönlicher Neigung) oder durch eine Bombe, die in der Nähe explodiert, oder dadurch, dass man plötzlich auf einem nahegelegenen Zweig eine äußerst seltene Käferart krabbeln sieht, dann wird man in seiner Verwunderung den Boden total verfehlen und nur wenige Zentimeter über ihm in einer Weise schweben bleiben, die vielleicht ein ganz klein bisschen dämlich wirken könnte. Das ist der Moment höchster und heikelster Konzentration.

Lass dich treiben und schwebe, schwebe und lass dich treiben.

Unterlasse alles Nachdenken darüber, wie schwer du eigentlich bist, und lasse dich einfach etwas höher tragen. Hör nicht drauf, was in dem Moment die Leute zu dir sagen, denn höchstwahrscheinlich sagen sie nichts Hilfreiches. Höchstwahrscheinlich sagen sie irgend was Ähnliches wie: „Du großer Gott, du kannst doch unmöglich fliegen!“ Es ist ungeheuer wichtig, ihnen keinen Glauben zu schenken, oder aber sie haben augenblicklich recht. Lass dich höher und höher tragen.

Versuche ein paar Sturzflüge, ganz vorsichtig zuerst, dann schwebe über die Baumkronen weg und atme gleichmäßig. WINKE NIEMANDEM ZU. Wenn man das ein paarmal gemacht hat, wird man entdecken, dass der Augenblick der Ablenkung rasch immer leichter zu erreichen ist.

Dann wird man alles lernen, was man zur Kontrolle des Fluges, der Geschwindigkeit, der Manövrierfähigkeit braucht, und der Trick besteht normalerweise darin, dass man nicht zu heftig darüber nachdenkt, was man machen will, sondern dass man es einfach geschehen lässt, als geschehe es sowieso.

Man wird auch lernen, wie man richtig landet, das ist etwas, was man beim ersten Versuch ziemlich sicher durcheinanderbringt, und zwar gründlich.

Wer dies – noch immer – nicht kennt, und wer wissen möchte, wie der Titelheld das Fliegen erlernt, welche Rolle dabei ein alter Beutel, eine Flasche Retsina und eine Dose Olivenöl (beides vermutlich die letzten im gesamten Universum) spielen, sollte – endlich – den dritten Band der Trilogie „Per Anhalter durch die Galaxis“ lesen. Wer wissen möchte, was manche Menschen beim Fliegen so treiben, ist eingeladen, den vierten Band zu lesen. Und wer den gesamten Überblick über das Leben, das Universum und die Zahl 42 bekommen möchte:

Douglas Adams: Per Anhalter durch die Galaxis. Alle fünf Romane in einem Band, 1102 Seiten, Heyne 01/20093, EUR 10,-

Und wie sieht dein Himmel aus?

Aus einer Sendung für Kakadu im Deutschlandradio Berlin
Autorin: Antonia Rötger mit Kindern der Lenau-Grundschule, Berlin Kreuzberg, Kilian und Ariane:

Für mich ist der Himmel unglaublich, faszinierend, der endet ja nie.

Ich finde den Himmel schön, der ist so blau und die schönen Sterne und da sind auch schöne Planeten, finde ich.

Es gibt ja auch die Sternzeichen und ich verreise manchmal und da kann man dann ganz schön die Sterne sehen. Und ich mag die Sterne ganz, ganz gerne. Wenn man mit dem Flugzeug fährt, und abends so ankommt, dann sieht man richtig die Sterne so um einen rum und man

denkt, man ist so im Sternall oder so.

Manchmal denk ich, dass da irgendwie Engel rumfliegen. Also im Weltall, aber das stimmt nicht.

Erst kommt der Himmel und dann der Weltraum und noch ganz weiter hoch, wo die Astronauten nicht hinkommen, da ist dann Gott – also da ist so ein Zelt wo Gott drin ist, und da heilt er halt die Menschen, und er gibt ihnen von dort oben neue Kraft.

Der Himmel ist also noch viel weiter fort als das Weltall, mit dem Raumschiff wird man nicht hinkommen. Aber in unseren Träumen gibt es den anderen Himmel und wir können ihn uns ausmalen.

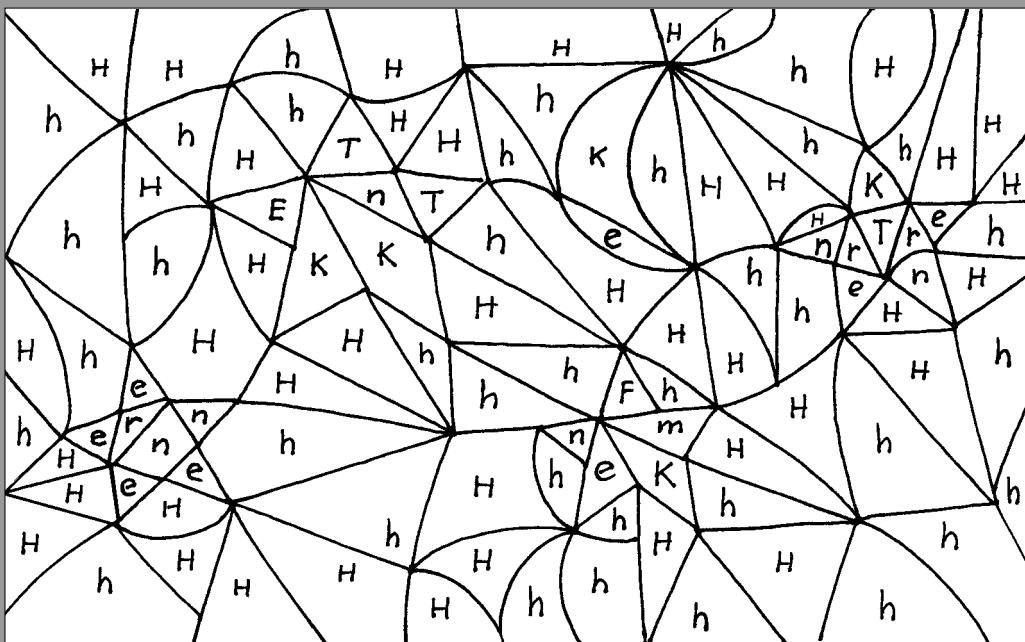
Ich stell ihn mir auch sehr schön vor, so mit Paradiesvögeln, den Himmel halt. Ich hab mal ein Bild gemalt, kurz nachdem mein Opa gestorben ist und da hab ich ihn auch im Himmel gemalt.

Ich stell mir den Himmel auch sehr schön vor, mit schönen Vögeln und Bäumen – und dass es da keine Gewalt gibt.

Also, ich hab meinen Vater gefragt, ob er meint, dass ich meine Oma und all die die gestorben sind, mal wiederseh. Und dann hat er gesagt, also er weiß nicht, er denkt, dass es einfach zu fantastisch ist, sich sowas vorzustellen und dass man dann vielleicht auch einfach weg ist. Aber ich glaube, dass man dann doch einfach in den Himmel kommt und die Leute wiederieht.

Bastelecke

Male alle Felder mit H/h blau



„Worauf ich hoffe“, so hat der Deutschlandfunk eine Sendereihe überschrieben, die an Sonntagen zwischen 8.35 Uhr und 8.50 Uhr ausgestrahlt wird. Prominente und weniger prominente Zeitgenossen suchen in dieser Staffel das Gespräch mit Zeugen der Vergangenheit über Zukunftsfragen. Auf der Leipziger Messe wurde ein Buch zu dieser Sendereihe vorgestellt, die offizielle Präsentation soll am 11. Juni 2004 um 19 Uhr in der Emmaus-Kirche erfolgen. Fulbert Steffensky, Angelika Obert und Jörg Machel werden ihre Beiträge präsentieren. Klaus Möllering wird die Veranstaltung moderieren und die Evangelische Verlagsanstalt wird für ein Rahmenprogramm sorgen. Die Veranstaltung ist öffentlich.

Ein Kostenbeitrag von 4 Euro, ermäßigt 2 Euro wird erbeten.



Buchvorstellung auf der Messe in Leipzig



Hildegard Hoffmann einige Wochen vor ihrem Tod

Nach langer schwerer Krankheit ist Frau Hoffmann gestorben. Seit Jahren schon war sie erblindet und ans Bett gefesselt. Nun starb sie im Alter von 92 Jahren. Hildegard Hoffmann beeindruckte viele ihrer BesucherInnen durch ihr frohes Naturell, das trotz all ihrer Leiden meist die Oberhand behielt.

Unvergesslich wird uns die Szene bleiben, als sie eine etwas angespannte Situation bei der gemeinsamen Weihnachtsfeier von unserem Seniorenclub und dem Obdachlosencafé dadurch entspannte, dass sie mit den Worten ans Mikrofon drängte: „Ich muss jetzt mal ein Gedicht aufsagen!“ Dann stellte sie sich feierlich in Positur und deklamierte: „Halleluja, Halleluja, Weihnachten ist auch für du da!“ Es gab tosenden Applaus von allen Tischen und das Fest konnte fröhlich weitergehen.

Der Posaunenchor der Emmaus-Gemeinde feiert in diesem Sommer sein 80jähriges Jubiläum – wir gratulieren herzlich!

Und wir sind fest entschlossen, dieses Jubiläum mit einem Fest zu würdigen.

Gemeinsam mit allen EhrenamtlerInnen der Gemeinde wollen wir am 22. August im Gemeindezentrum Ölberg auf dieses schöne Ereignis anstoßen. Das Fest beginnt um 11 Uhr mit einem Posaunen-Gottesdienst in der Ölberg-Kirche. Bei schönem Wetter findet das Gemeindefest im Kita-Garten statt.

Auch Sie sind herzlich willkommen.



Der Posaunenchor der Emmaus-Gemeinde im Jahre 1928

Bring mich in den Rausch

Heike Krohn / Jetzt im Frühling, wenn der erste duftende Wind weht, die Knospen der Blumen und Bäume aufbrechen, laufen Rosamundepilcherstrandknutschpaarbilder durch den Kopf. Ja, auch mal wieder so richtig den Liebesrausch spüren, Zeit haben, dicke Hummeln torkelnd über der Wiese sehen, die Sonne in der Butter rühren lassen, bis sie dahinschmilzt, und wohligh mit dem Liebsten die Zehen verhakeln. Diese Sommerträume sind der Kontrast zum Wintermurmeltierprogramm, das einige schwere Anforderungen stellt. Wenn es draußen dunkel ist und hässlich, die kalten Regentropfen in den Nacken rieseln, genau zwischen Schal und Kragen, dann bleibe ich lieber drinnen und lebe von morgens bis abends im Dauerzeitrausch: aus dem Bett gesprungen, rein in das Bürooutfit, ab zur Arbeit, fleißig telefoniert, gesprochen, geschrieben. Am besten, man hätte mindestens sechs Arme wie indische Götter: Durga, Kali, Shiva. Ein Arm greift zum Telefonhörer, einer schreibt, der dritte schüttelt die Hand des Besuchers und der vierte ergreift den Ordner. Doch leider haben die indischen Götter auch nur zwei Ohren und einen Mund. Aber wahrscheinlich haben sie es wohl anders gemeint, denn nach solchen exzessiven Arbeitstagen geht es weiter mit Einkaufen, Freunde treffen, Französisch lernen, Neues erleben. In den Kneipen werden die Sitzpolster bis zum Holz durchgesessen. Die Wohnung müsste auch mal wieder geputzt werden. Aber nicht jetzt, lieber endlich schlafen gehen. Doch da gibt es noch die Leidenschaft zum Durchatmen. Die ist langsam. Schritt für Schritt, Takt für Takt, leert sie den Kopf. Alle Sinne verschmelzen mit dem Klang des Bandoneon. „No me dejes“, seufzt der Sänger, „Verlass mich nicht“. Tango. Tango tanzen. Sich an den Tanzpartner lehnen, nicht zu sehr, nur etwas. Die Augen schließen und spüren, wo es hingehen soll. Da reichen vier Beine und zwei Arme aus. Eigentlich ist es schon schwierig genug, die zu koordinieren und nicht wie ein schwankendes Schiff durch den Saal zu schlingern. Tango-Haltung: Kopf gerade und bloß nicht mit der Hüfte wackeln! Und dann in die Musik hineinkriechen. Nein, ich verlass dich nicht. Ich denke, dieser Rausch, lässt sich in den Sommer hinüberretten.

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde
8. Jahrgang Nr. 1

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegemeinderat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:

Bernd Feuerhelm, Christoph Albrecht, Agnes Gaertner, Heike Krohn, Jörg Machel, Claudia Ondracek, Dörte Rothenburg, Ingo Schulz, Dorothea Weltecke

Umschlag:

M. G. Grünwald, Isenheimer Altar, Auferstehung (1512-1516)

Redaktionsanschrift:

Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:

Kristin Huckauf, Jörg Machel, Ingo Schulz

Druck: Trigger®

(Umweltmanagement gemäß EG-Öko-Audit-Verordnung) gedruckt auf Recymago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:

Mo, Do, Fr 9-13 Uhr,
Di 13-17 Uhr, Mi geschlossen

Ölberg-Kirche
Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg Kita
Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:

<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto

Berliner Bank AG
(BLZ 100 200 00),
Konto 47 03 240 501
KVA/Emmaus/paternoster

Der nächste paternoster:

„Lasst uns lauschen auf das Rauschen...“

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

Ei, wie gehts im Himmel zu

1. { Ei, wie gehts im Him - mel zu, Him - mel zu
Kann man al - les ha - ben gnug, ha - ben gnug,
und im ew - gen Le - ben! } Al - les kann man bor - gen,
braucht kein Geld zu ge - ben.
braucht um nichts zu sor - gen: Wann ich ein - mal drin - ne wär,
drin - ne wär, wollt ich nicht mehr raus - be - gehr.

2. Stellet sich ein Fasttag ein, essen wir Forellen: Petrus geht in Keller nein, tut uns Wein bestellen. David spielt die Harpfen, Ulrich bringet Karpfen, Margaret bringt Kuchli gnug, Paulus schenkt uns voll den Krug.
3. Wann wir dann zu Tische gehn, tun wir tapfer essen: mit den Tellern die Englein stehn, tun die Gläser vollmessen. Josef tut zerlegen, Bartel tut vorlegen, Sankt Cäcilia in Musik spielet uns ihr Meisterstück.
4. So leb wohl, du schnöde Welt! Tust mich sehr verdrießen, weil der Himmel mir gefällt, wo die Freuden fließen. Alles muß auf Erden Staub und Aschen werden; bin ich aber im Himmel drein, wird der Freud kein Ende sein.

DEUTSCHE POST AG
ENTGELT BEZAHLT
10997 BERLIN

Möchten Sie den paternoster
regelmäßig per Post erhalten?
Hier könnte Ihre Anschrift stehen!

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:

<http://www.emmaus.de>